

JOHANNES GROSCHUPF

# SKIN

THRILLER

# CITY

SUHRKAMP

SV



Johannes Groschupf

**SKIN  
CITY**

Thriller

Herausgegeben von  
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Erste Auflage 2025  
suhrkamp taschenbuch 5449  
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2025  
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagfoto: FinePic®, München  
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-47449-5

Suhrkamp Verlag AG  
Torstraße 44, 10119 Berlin  
info@suhrkamp.de  
www.suhrkamp.de

**SKIN  
CITY**

*Now, patience;  
and remember patience is the great thing,  
and above all things else  
we must avoid anything  
like being or becoming out of patience.*

James Joyce, *Finnegans Wake*

**1** Sie waren zu dritt unterwegs in einem zwanzig Jahre alten Benz mit polnischem Kennzeichen. Koba saß hinten, neben seinem Kollegen, der Fahrer vorn kaute auf seiner Unterlippe. Ein heißer Vormittag, Ende Mai. Koba gähnte, er hatte in der Nacht kaum geschlafen. Auf den Feldern ragten riesige Strommasten auf und liefen in langer Reihe dem Stadtrand entgegen. Die Äcker ringsum waren ausgedorrt, der Wind wirbelte Staubwolken auf. Alle anderen Autofahrer wollten in die Stadt, doch Koba war froh, dass sie heute im Umland unterwegs waren, er hasste Berlin.

Vor drei Wochen waren sie hierhergekommen, von Tiflis über Istanbul und Bukarest, Czernowitz und Lwiw in der Ukraine, dann weiter zur polnischen Grenze, wo sie den Benz übernahmen. Es gab keine Probleme an der deutschen Grenze, sie fuhren zu ihrer Unterkunft in Berlin und schliefen sich aus. Zwei Kollegen, die schon länger in Berlin waren, hatten zuvor günstige Häuser beobachtet und ausgesucht, eine Liste erstellt mit den Adressen und den Wohnheiten der Leute, achtzig, neunzig Häuser insgesamt. Am Stadtrand gab es Tausende von Einfamilienhäusern mit Gärten und Hecken. Die drei sollten zwei Monate bleiben und die Liste abarbeiten, das war ihr Job.

Koba war der jüngste, dreiundzwanzig, stark und stolz. Er klaute, seit er zehn war. In jeder Familie gibt es einen schmutzigen Löffel. Er zog die Handys und Lederjacken seiner Mitschüler ab, langte in die Handtaschen der Touristen in der Altstadt, knackte den Kiosk in seinem Viertel,

die Autos auf den Parkplätzen der Hotels, stieg in die ersten Wohnungen ein. Seine Hände waren ruhig. Seine Hände waren immer ruhig. Levan, vorn am Steuer, war fiebrig wie jeder Junkie, ständig unter Druck, deshalb wurde er nur als Fahrer eingesetzt. Toma, der neben Koba saß, war ein Neffe vom Boss, ein Idiot, doch eben Familie, er musste mitkommen, er sollte lernen, sich bewähren.

Heute wollten sie nur nach Malchow, gleich hinter der Stadtgrenze. Der Durchgangsverkehr quälte sich über die Dorfstraße am einzigen Gasthof vorbei, *Deutsche Küche, Biergarten im Hof*. Die grauen Rollläden des Lokals waren heruntergelassen. Zwei Häuser weiter hatte ein Laden mit Anglerbedarf Tauwürmer im Angebot, 1,50 Euro, Maden 50 Cent. Levan bog ab in eine Seitenstraße. Die Häuser duckten sich unter dem hellen Himmel. Einfamilienhäuser, halbhohe Hecken rundum, hinten die Gärten. Sie gingen immer über die Gärten. Alles war still. Ein deutscher Vormittag. Die Männer waren zur Arbeit gefahren, die Frauen zum Supermarkt, zum Nagelstudio oder auch zur Arbeit. Am letzten Haus, das hinter hohen Hecken lag, stiegen Koba und Toma aus, sie gingen zur Haustür und klingelten. Niemand antwortete.

Koba drückte das Gartentor auf, Toma folgte ihm, sie liefen am Haus entlang nach hinten zur Terrasse. Die Fenster waren geschlossen. Die Deutschen waren vorsichtig, auch hier am Stadtrand, das kannte er schon. Doch vergittert waren die Fenster nicht. Ein teurer Grill mit Stahlhaube stand auf der Terrasse, vier Gartenstühle, ein Tisch, die Terrassentür war verschlossen. So war es immer. Sie schlossen immer ab und meinten, damit kämen sie durch.

Koba zog seine Handschuhe an. Jetzt war er wach. Er holte den Schraubendreher heraus und setzte ihn an der unteren Ecke der Tür an. Sie war aus Holz, stabil, das machte nichts. Der Schraubendreher glitt zwischen Tür und Rahmen. Koba hebelte, musste zweimal energisch ansetzen, dreimal. Hinter ihm Toma: »Mach schon.« Der Rahmen knackte, und endlich gab die Tür knirschend einen Spalt frei, Koba drückte sie auf. Die beiden Männer schlüpfen ins Haus hinein. Kein Laut war zu hören. Kein Kinderschrei, kein Hund.

Sie nickten sich zu, die Aufgaben waren klar verteilt. Toma ging nach oben zu den Schlafzimmern, dort hatten die Frauen ihren Schmuck, meistens in der Kommode, hinter den Strümpfen und zwischen der Unterwäsche. Überall war es das Gleiche, in Tiflis, in Olmütz, in Cottbus, in Berlin: Wenn sie wertvollen Schmuck hatten, lag er hinter der Unterwäsche. Manchmal fanden sie auch was in der Schublade des Schminktischs, doch das war bloß Strass, Modeschmuck, der war nichts wert.

Koba blieb unten im Wohnzimmer. Er wusste, was zu tun war, zog die Schubläden der braunen Schrankwand auf, kippte den Inhalt auf den Boden, fächerte die Mappen, Broschüren, Ordner auf. Die Deutschen waren gut sortiert, das musste er ihnen lassen, gerade hier am Stadtrand. In der dritten Lade fand er einen Stapel Geldscheine, Euros: Fünfziger und Hunderter. Er steckte ihn ein, suchte weiter. Manchmal hatten sie auch Franken und Dollars. Sie legten gern Vorräte an, wie Eichhörnchen, vor allem die älteren Leute. Er hatte auch schon Stapel mit alten deutschen Geldscheinen gefunden, Deutschmark, doch die nahm ihm kei-

ner ab. In der Anrichte daneben: eine Schatulle mit einer Armbanduhr und ein goldenes Dupont-Feuerzeug. Er versteckte sie in seiner Brusttasche. Ein guter Tag.

Der Raum war still, als hielt er den Atem an. Koba fühlte sich beobachtet, seine Nackenhaare waren empfindlich, neuerdings hatten viele Leute Überwachungskameras installiert, die auf Bewegungen in der Wohnung reagierten und die Aufnahmen auf ihre Handys spielten. Er beeilte sich, mehr als zwanzig Minuten wollte er nicht aufwenden, trotzdem war er gründlich. Die Deutschen waren es auch. Nachher musste er noch in der Küche die Töpfe checken, manche Frauen hatten auch da ihren Schmuck gebunkert, im Römertopf oder in einer großen Suppenterrine. Jetzt nahm er sich erst mal den Schreibtisch in der Ecke vor, zog eine Lade nach der anderen auf, und wenn eine Lade klemmte, riss er sie mit einem Ruck heraus. Papierstapel kamen ihm entgegen, Geschäftsbriefe, Rechnungen, Steuersachen, Quittungen, zwei alte iPhones, Ausweise, Reiseprosperkte, Kataloge, er schüttelte den Kopf, weg damit, alles auf die Couch. Toma kam die Treppe herunter und nickte ihm zu, es war Zeit. Sie schauten noch in der Küche nach, fanden nichts. Koba nahm sich eine Banane aus der Obstschale, er hatte noch kein Frühstück gehabt.

Ein Auto rührte die Straße hoch, sie gingen zurück ins Wohnzimmer, zogen die Terrassentür auf, schlüpfen nach draußen. Auf dem Rasen brachte sich eine Amsel in Sicherheit und begann zu schimpfen. Die beiden Männer schlichen am Haus entlang, durchs Gartentor, der Benz wartete zwei Häuser weiter.

Sie stiegen ein, Levan gab Gas, wenig später waren sie

zurück auf der Hauptstraße. *Deutsche Küche, Biergarten im Hof*, Anglerbedarf, Mehlwürmer 1,50 Euro, Maden 50 Cent. Hinter dem Ortsausgang Malchow standen die Strommasten in staubigen Windböen. Die Flügel der riesigen Windräder pflügten durch die Luft.

»Gute Arbeit«, sagte Toma und zeigte auf seine Brusttasche.

Koba nickte und holte den Stapel Fünfziger und Hunderter aus seiner Tasche, fuhr mit dem Daumen durch die Scheine.

Er nahm sich eine Zigarette, suchte das Feuerzeug, ließ eine Flamme aufspringen und zündete sich die Zigarette an. Seine Hand war ruhig. Er ließ das schwere goldene Feuerzeug durch seine Finger gleiten.

»Legst du zurück«, sagte Toma. »Das geben wir ab. Wir geben alles ab. Mit meinem Onkel machst du keinen Ärger.«

Koba steckte das Feuerzeug in Tomas Brusttasche, zu den Geldbündeln, zu den Ketten und Armbändern, zur Armbanduhr. Er schaute auf die Beute. Da lagen zwölftausend Euro Minimum, er bekam für seinen Einsatz fünfhundert Euro auf die Hand. Er lächelte den Neffen an.

»Weiße Zähne, schwarzes Herz«, sagte Toma. »Will nicht wissen, was du denkst.«

Sollte er nur reden. Koba dachte an die Gassen in Tiflis, an die Wälder in Kanada. Da wollte er hin, nach Kanada. Er hasste Berlin. Noch siebzig Häuser, zwei Monate.

**2** Romina Winter stand unter der Dusche, zog die Schultern hoch, legte den Kopf in den Nacken, das heiße Wasser floss über ihren Bauch und ihre Beine. Sie spuckte einen dünnen Strahl aus und wurde allmählich wach. Sie atmete aus. In der Nacht war sie so heftig gekommen wie seit Monaten nicht, dem Sommer sei Dank. Der Kerl lag in ihrem Bett und schlief, ein richtig guter Mann, sie musste ihn trotzdem gleich vor die Tür setzen. Bullenschicksal. Nimm ihn mit ins Bett für eine Nacht, aber lass ihn nie in dein Herz.

Sie tappte mit nassen Füßen in die Küche, stellte das Kaffeekännchen auf die Gasflamme, trank ein Glas Wasser aus dem Hahn, rieb sich die schwarzen Haare trocken. Sie liebte ihre Haare, schwer und schwarz wie die Nacht. Danke, Mama, gut gemacht. Sie kochte zwei Eier, schnitt Brot, stellte Teller hin, Butter, legte Messer und Eierlöffel dazu, Salz, strich sich eine nasse Strähne aus dem Gesicht. Sein Name fiel ihr wieder ein, Felix. Sein Mund, die weichen Lippen, Anflug von Bart, sein gespannter Rücken, als sie miteinander taten, was getan werden musste. Sie waren nicht die Einzigen in der Nacht, die miteinander schliefen, das Fenster zum Hinterhof stand offen, und ein anderes Paar war auch gut dabei, wahrscheinlich Amerikaner, die Frau kriegte sich gar nicht mehr ein. *Oh my god, oh my god.* Felix ließ sich Zeit. Ihre Großmutter sagte immer: »Geduld ist der Schlüssel zum Paradies.« Ihre Großmutter kannte das Leben, sie saß den ganzen Sommer auf der Türschwelle in der Harzer Straße und rauchte ihre Zigaretten.

Rominas Handy klingelte, es war ihre Mutter. »Mama, schrei nicht so«, sagte Romina und behielt das Kaffeekänn-

chen auf der blauen Gasflamme im Auge. »Ich bin grad erst aufgestanden.«

»Sie ist nicht nach Hause gekommen«, sagte Rominas Mutter. »Deine verrückte kleine Schwester. Du musst sie suchen gehen. Du bist bei der Polizei. Ihr alle müsst sie suchen, deine Leute. Kannst du das machen? Sag Ja.«

»Klar, ich habe heute eh nichts vor«, sagte Romina. »Ich habe frei. Ich finde Sanda und bringe sie nach Hause.« Sanda hatte noch ihr Zimmer bei den Eltern und saß meistens im Wohnzimmer vor dem Fernseher, doch manchmal zog sie los, dann musste jemand sie suchen gehen, und das war Romina, die große Schwester, die tolle Schwester, die als erste Romni die Polizeiakademie Berlin abgeschlossen hatte.

»Ich habe die Nacht nicht geschlafen«, sagte ihre Mutter. »Immer auf sie gewartet. Weißt du, wie das ist? Man dreht sich nach rechts, man dreht sich nach links, die Ohren sind wach und lauschen, ob sie kommt. Und sie kommt nicht. Sie kommt nicht. Was ist mit ihr los? Was soll ich denn tun?«

»Mama, schrei nicht so«, sagte Romina. »Wird schon nichts passiert sein. Ich habe auch nicht viel geschlafen, aber erzähle ich dir nachher. Was hat Sanda denn an?«

»Musst du nicht erzählen, dass du nicht geschlafen hast«, sagte ihre Mutter und seufzte. »Weiß ich doch, du hast einen Mann im Bett. Romina hat immer einen Mann im Bett. Was ist aus meinen Mädchen geworden? Wie soll ich dir sagen, was sie anhat? Ihre rote Trainingshose mit den drei Streifen, glaube ich, weiße Sportschuhe. Ihre Jacke ist noch da, gestern war es warm.«

»Ich finde sie und bringe sie zu dir nach Hause, versprochen«, sagte Romina und legte auf.

Zehn Minuten später weckte sie Felix, kitzelte seine Knie, bis er die Augen aufschlug. Er hatte Wimpern bis zum Anschlag.

»Aufstehen«, sagte sie. »Es gibt Frühstück. Kaffee, Eier, Brot und Butter. Ich würde gern den Rest des Tages mit dir im Bett bleiben, aber das geht nicht, ich muss meine Schwester suchen. Wir können noch zusammen frühstücken, wenn du dich beeilst.«

Felix war nicht so gesprächig früh am Morgen, nicht so lustig wie am Abend, nicht so nah wie in der Nacht, doch sie mochte es, wie er den Kaffee trank, wie er kaute und dabei aus dem Fenster sah. Wie er sie anschaute und lächelte, das mochte sie.

»Du musst deine Schwester suchen«, sagte er.

»Sie ist ein bisschen komisch«, sagte Romina und leckte einen Rest Marmelade von ihrer Fingerspitze. »Sie wandert gern in der Gegend herum, steht vor dem Edeka und lächelt die Leute an, damit sie ihr einen Euro geben. Das ist Sanda. Manchmal steht sie am Landwehrkanal und unterhält sich mit den Krähen, dann vergisst sie es, nach Hause zu kommen, meine Mama dreht durch, und ich muss sie suchen.«

Felix nickte, trank seinen Kaffee aus, reckte sich. »Alles gut«, sagte er. »Ich hoffe, du findest sie bald.«

Der Moment des Abschieds war heikel, wie immer. Ihn noch mal anfassen? Diese Umarmung mit Rückenklöpfen, als hätte man nichts miteinander gehabt? Wie viele Männer hatte Romina so an die Tür gebracht? Irgendwann hatte sie aufgehört zu zählen. Bei dem hier war es anders. Felix. Romina fasste nach ihm, als er in der Tür stand und ihr Glück wünschte für die Suche, sie küsste seinen Hals. Für einen

Moment war die ganze Nacht wieder da, der dunkle warme Atem der Nacht, ihrer beider Atem, der rascher und heftiger wurde, hinaustrieb in den Hinterhof und aufstieg in den Himmel über dem Tempelhofer Feld.

**3** Die Nachtigallen sangen am Waldrand, und Jacques Lippold war frei. Ein warmer Abend in der Kleingartenkolonie Birkenhöhe bei Bernau. Vorne lief der Börnicker Landweg nach Bernau und Berlin, die Autobahn nach Prenzlau und Hamburg und die andere nach Stettin waren nah, er hörte das unablässige Rauschen der Autos, als er die Beete, die Apfelbäume und die Hecke des Gartens wässerte.

Lippold wollte nicht nach Stettin, auch nicht nach Hamburg. Er wollte abtauchen. Ausschlafen. Niemand sollte ihm sagen, was er zu tun hatte. Wollte nicht mehr vor jeder Tür warten, bis er durchgeschlossen wurde. Vor zwei Tagen hatten sie ihn aus Tegel entlassen. Zweieinhalb Jahre hatten sie ihm gegeben, für nichts und wieder nichts. Ein paar Jahre lang hatte er für seinen Chef mit Luxusfahrzeugen aus Polen und Tschechien, später mit Playstations und Speicherchips gehandelt. Je kleiner und teurer die Waren, desto besser. Man wusste ja gar nicht, wohin mit den Autos, wohin mit dem Kleinkram, all das interessierte ihn nicht. Lippold ging es um die Vorsteuer. Die ließ er sich vom Staat erstatten, für jedes Fahrzeug, jeden Chip, das war sein gutes deutsches Steuerrecht. Sein Chef hatte Jura studiert und Lippold alles genau erklärt. Sechzig Prozent für mich, vier-

zig für dich, halt dich ran. Dass Lippold die Umsatzsteuer, die er zurückforderte, nicht entrichtet hatte, fiel nicht auf. Das Karussell drehte sich weiter. Je teurer die Waren, mit denen er handelte, umso höher die Steuer. Die Jungs vom Finanzamt kamen kaum hinterher mit den Zahlungen. Lippold kassierte, bis die Ämter und Banken doch misstrauisch wurden, dass er quasi aus dem Nichts Riesenumsätze erzielte. Nach einem halben Jahr tauchte er ab und machte woanders weiter. In einem anderen europäischen Land. Mit Reisepass und Vollmachten ausgestattet, installierte er Briefkastenfirmen, schuf in Belgien, Litauen, Slowenien und auf Malta Büros, die nie einen Telefonanschluss sahen und in denen sich keine Sekretärin jemals die Fingernägel lackierte. Die Europäische Union war groß, es waren fette Jahre, dabei war er nur ein kleiner Player. Batman, Rolex, Doctor, das waren die großen Namen in seiner Branche, die räumten richtig ab. Je mehr Leute Ware und Umsatzsteuer kreisen ließen, umso länger dauerte es, bis man ihnen auf die Schliche kam. Lippold musste keine Millionen schneefeln. Er wollte nur sein Stück vom Kuchen.

»Bruder«, hatte ihm sein Chef gesagt, »wenn sie dich hochnehmen, sind die Einnahmen futsch.« Deshalb wurden sie über eine Plattform in Hongkong abgewickelt. Dort lagen sie jetzt immer noch, und er kam nicht an sein Geld heran. Zweieinhalb Jahre hatte ihm die Sache eingebracht. Zweieinhalb Jahre bei Reis mit geschmorter Paprika. Seine Anzüge, Hemden und Schuhe lagerten in der Wohnung seiner Mutter in Hohenschönhausen. Sein früherer Chef residierte in Paris und ließ sich mit dem Bugatti durch Saint-Germain fahren.

Er hatte zweieinhalb Jahre lang gesessen, Eisen gepumpt, viel gelesen, im Hof mit den anderen Tischtennis und Handball gespielt, die Wolken draußen, oben im Himmel angeschaut. Die Belegschaft in seinem Trakt wechselte ständig, fast alles Ausländer. Araber, Russen, Türken, Litauer, Sinti und Roma, ein paar Deutsche darunter. Viele zogen weiter nach Heidering, Lippold blieb. Mit den meisten Männern kam er zurecht, und wenn nicht, dann zeigte er klare Kante. Schlug sofort zu, wenn man ihm blöd kam. Schlug hart zu, am besten auf die Zähne, da waren sie alle empfindlich. Das sprach sich herum. Man respektierte ihn, er saß die Zeit im Grunde auf der linken Arschbacke ab, aber es waren zweieinhalb Jahre ohne Bier.

Einige Parzellen weiter unten in der Kolonie machten sie Party, die Beats von Gigi D'Agostino pumpten durch die warme Luft. Stimmengewirr, Lachen, ein hochschießendes Kreischen, Flaschenklirren. Der Garten seiner Mutter sah immer noch aus wie damals. Die Johannisbeersträucher, Stachelbeeren, ihre Rosen, die Kirschbäume und die Apfelbäume waren weitergewachsen, als er weg war. Seine Mutter hatte keinen Handschlag getan.

Lippold legte den Schlauch zurück, öffnete die Gartentür und ging den Kiesweg hinunter. Die Musik wurde lauter, als er sich der Party näherte, die Stimmen deutlicher. Zwei Männer standen vor der niedrigen Hecke, unterhielten sich und rauchten. Lippold grüßte. Sie nickten ihm zu. Im Garten saßen sieben, acht Leute um eine Feuerschale, die Funken stoben in die Luft, die Gesichter der Leute waren im Widerschein des Feuers nur undeutlich zu sehen.

Lippold blieb stehen. »Kriegt man hier ein Bier?«

Die beiden Männer auf dem Kiesweg schauten ihn an. Junge, glatte Gesichter, Baseballkappen, Tätowierungen auf Armen und Beinen, Schriftzüge in Fraktur, schwere Schultern, Handwerker vermutlich, Brandenburger.

»Plischke«, rief der eine über die Hecke. »Hier fragt einer, ob er ein Bier kriegen kann.«

»Soll reinkommen, aber schön die Füße abtreten.«

Lippold ging rein.

Im Bau hatte er immer sofort gewusst, wer der Anführer einer Gruppe war. Das Gestirn, um das die anderen kreisen. Dort hatte er gespürt, an wen er sich wenden musste. Wenn der Chef einen akzeptierte, kriegte er mit den anderen keinen Ärger. Wenn es Probleme gab und der Chef von ihm auf den Rüssel bekam, dann kuschten die anderen. Lippold war schon immer für klare Verhältnisse. Er lächelte, als er zu ihnen trat. Plischke saß breitbeinig in einem Gartenstuhl, eine Baseballkappe ins Genick geschoben, neben sich hatte er einen Kasten Bier. Vier Männer in Gartenstühlen, einer stocherte im Feuer, zwei Frauen am Swimmingpool, eine tanzte auf der Terrasse, ein wehendes Kleid vor dem Büfett.

»Abend in die Runde«, sagte Lippold. »Ich dachte, ich sag mal Hallo, hab den Garten weiter oben. Ich habe schon den ganzen Abend einen trockenen Mund, die Zunge klebt am Gaumen.«

»Das ist nicht schön«, sagte Plischke und nahm einen Schluck aus seiner Flasche.

»Das ist überhaupt nicht schön«, sagte Lippold. »Ein Bier könnte helfen.«

Plischke langte in den Kasten, holte eine Flasche heraus

und warf sie Lippold zu. Der fing sie auf und öffnete sie mit den Zähnen. Das konnte er, seit er zwölf war. Früher, im Reichsbahnbunker Reinhardtstraße, mit siebzehn, hatte er jede Flasche mit den Zähnen aufgeknackt, jetzt war er sechsvierzig und musste aufpassen. Mit einem hohlen Zahn ist keine Nuss zu knacken. Doch so ein Auftritt lohnte sich immer. Er spuckte den Kronkorken in die Luft, fing ihn auf und steckte ihn ein.

Die Frauen am Pool hoben die Köpfe. Die Männer am Feuer sahen ihn an. Plischke in seinem Gartenstuhl sagte: »Respektchen. Macht auch nicht jeder.«

»Wohlsein«, sagte Lippold und setzte die Flasche an. Das Bier war kühl und gut. »Außerdem, gratuliere natürlich, wenn hier jemand Geburtstag hat.«

Sie kamen ins Gespräch. Einer der Männer erinnerte sich an ihn, vor Jahren hatte er mal die Schubkarre geliehen, als er eine Ladung Muttererde angeliefert bekam. Länger nicht hier gewesen, aber heute Abend mal wieder da, und da habe er die Musik gehört. Zu laut? Ach was. Wo man singt, da lass dich nieder. Mama lauda. Eine Frau drehte die Musik lauter.

Sie lachten. Die Frauen sagten, es sei noch Kartoffelsalat da, Würstchen, Buletten, falls er Hunger habe. Die im wehenden Kleid zeigte ihm das Büfett.

»Das machste aber nicht oft mit den Zähnen, oder?«

»Nur für Freunde«, sagte er.

»Ach, so einer biste.«

Er nahm sich Kartoffelsalat, zwei Buletten. Ließ es sich schmecken. Sie zeigte ihm den Garten, die jungen Tomaten im Gewächshaus, dann setzte er sich zu den anderen